

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 15 (1939-1940)
Heft: 41

Artikel: Können wir uns militärisch verteidigen?
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-712893>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Können wir uns militärisch verteidigen?

Man hört in letzter Zeit da und dort, daß wir ja doch nichts machen könnten. Beweis dafür sei der rasche Zusammenbruch des französischen, des belgischen und holländischen Widerstandes.

Wer so spricht, hat die Probleme nicht durchgedacht. Er hat vor allem eines übersehen: daß sich in unsern Bergen alle die modernen Waffen, wenn überhaupt, dann nur sehr beschränkt und niemals kriegsentscheidend zum Einsatz bringen lassen. Zahlreiche Stimmen aus dem kriegführenden Ausland bilden eine wertvolle Bestätigung dafür. So war erst kürzlich aus berufener deutscher Feder der Satz zu lesen, daß «in den Alpen die Waffen des modernen Krieges, die Waffen, welche stärkste Feuerwirkung garantieren, welche je und je die Entscheidung erzwingen: u. a. Bombenflieger, Sturzkampfflieger, schwere Artillerie usw. ebensowenig eingesetzt werden können wie die Motorfahrzeuge, die den eben gesehenen Bewegungskrieg ermöglichen».

In unsern Bergen haben wir alle die modernen Waffen, mit deren Hilfe in den verflossenen Wochen verschiedene Staaten in die Knie gezwungen wurden, nicht zu fürchten! Es kann aber auch nicht mehr von einer an Zahl überlegenen Masse die Entscheidung erzwungen werden. Denn es lassen sich in einen für Truppen noch begleitbaren Geländeabschnitt nicht mehr Kompanien hineinpressen, als darin Platz finden. Soviel aber können wir, trotzdem wir gesamthaft numerisch schwächer sind, dort, wo angegriffen wird, ebenfalls entgegenstellen. Wir haben außerdem voraus, daß wir uns auf vorbereitete, starke Stellungen stützen, daß wir im übrigen in uns auf Schritt und Tritt bekanntem Terrain manövrieren können. *In den Bergen der Schweiz siegen nicht die stärkeren Bataillone, nicht die modernen Kampfmittel, sondern die besseren Soldaten!* Dies wollen wir uns stets vor Augen halten. Das kriegerische Geschehen der letzten Wochen kann uns in Kenntnis der näheren Umstände nicht niederdrücken. Es wird uns vielmehr anspornen, in steter Arbeit an uns selbst die *besseren Soldaten* zu werden.

Wir hören den Einwand, was es denn für einen Zweck habe, sich in unsern Bergen zu verteidigen, wenn dabei weite Gebiete preisgegeben werden müssen.

Wer so überlegt, hat wiederum das Problem nicht zu Ende gedacht. Indem wir uns auf unsere natürliche Festung, die «Festung Schweiz» zurückziehen und uns dort festkrallen, bereit, jeden Ansturm zu wehren, *hindern wir, daß die Schweiz überhaupt angegriffen wird.* Denn wir sagten es schon, daß die Schweiz für ihre Nachbarn nur interessant ist, wenn und solange die Verbindungen durch unser Land zur Verfügung stehen und wenn gegebenenfalls auf unsere Vorräte und Industriewerke gegriffen werden kann. Wenn ein Nachbar aber damit rechnen muß, daß er bei seinem Einmarsch keine Vorräte, gesprengte Brücken, niedergebrannte Werke, im Herzen der Schweiz zudem eine kampfgewillte Armee antrifft, bereit, den Eindringling in zähem Ringen zu vernichten, dann wird er davon absehen, den Kampf mit uns aufzunehmen. Denn dieser Kampf würde für ihn nichts als Schaden bedeuten.

Vergegenwärtigt man sich dies alles, dann kann man sich der Erkenntnis nicht mehr verschließen, daß heute alles von der jederzeitigen Bereitschaft unserer Armee abhängt. *Unsere staatliche Existenz ist solange geschützt, als wir unser Heer unter den Waffen behalten.* Jede Einheit, welche wir nach Hause entlassen, bedeutet eine Erhöhung der Gefahr, eines Tages von fremden Heeren überrumpelt zu werden. Entlassene Einheiten wieder einzuberufen, wird uns dann nicht mehr möglich sein. Das in den grenznahen Zeughäusern magazinierte Material ist gegebenenfalls verloren. *Wenn wir demobilisieren, wird die Schweiz möglicherweise in einen Kampf verwickelt, der uns erspart geblieben wäre, hätten wir das viel kleinere Opfer auf uns genommen, die Armee mobilisiert zu erhalten.*

Die mobilisierte, kampfbereite Armee allein ist es, welche den Bundesrat in die Lage versetzt, eine Unterschrift zu verweigern, die er nicht aus freien Stücken zu geben geneigt ist. Die Armee muß daher zum größten Teil unter den Fahnen bleiben, bis die Friedensverhandlungen zu Ende, der Friedensvertrag unterzeichnet ist.

Freiheit und Frömmigkeit sind zwei Schwestern, die Wunder tun vereint.
Jeremias Gotthelf.

«Wenn alle Menschen Herzen hätten wie die Mütter, dann bräuchten die Völker keine Soldaten», sprach Ruedi.

«Wir können die Welt nicht ändern, deshalb tun wir, was in unserer Kraft steht, da und dort einen Liebesdienst. Mein Mann selig, der von Anno vierzehn bis achtzehn auch an der Grenze stand, hat oft erzählt, wie froh sie um eine warme Stube gewesen, um sich ein wenig zu erholen, wenn draußen schlimmes Wetter tobte. Er war Gefreiter und hat sich Anno 18 an der Grippe den Tod geholt.»

Ein Seufzer entstieg der Brust der mütterlichen Frau.

«Seht nur, dort an der Wand ist sein Bild. Nun aber will ich euch schnell einen heißen Kaffee machen, er wird euch gut tun.»

* Damit eilte sie in die Küche hinaus. Ruedi erhob sich und trat an das Bild heran. Das mußte ein schöner Mann gewesen sein. Wie er so dastand in der alten Uniform, das Gewehr in der Faust und mit dunklen, blitzenden Augen in die Welt sah. Ein schwarzer Vollbart umrahmte das markig geschnittene Gesicht. Eine trutzige Landsknechtfigur, wie sie kein Maler schöner hätte darstellen können.

Auf dem schmalen Gesims, das um die ganze, holzgetäfelte Stube lief, stand, gerade unter dem Bilde, ein prächtiger Strauß weißer und roter Herbstastern, die mit ihrem herben Geruch die Stube füllten. Ruedi bückte sich und steckte die Nase in die Blumen, er roch sie fürs Leben gern. In diesem Augenblick öffnete sich die Türe und ein schlankes, hochgewachsenes Mädchen trat herein, ein Tablett mit Tassen zier-

lich vor sich her tragend. Als es Ruedi sah, wie er die Nase in die Blumen grub, flog ein Lachen über sein Gesicht. Freundlich gab es den beiden, die auf der Ofenbank saßen, die Hand. «Mein Name ist Trudy», sagte es mit silbernem Lachen, als sich die beiden vorstellten. Für einen Augenblick blitzten Müllers Augen zu Ruedi hinüber, als er das schöne Mädchen sah, als wollte er sagen: «Also doch!»

Auch Ruedi war überrascht. Er hatte noch nicht oft ein schöneres Mädchen gesehen und besonders hier in Irgendwo hätte er sich nicht träumen lassen, eine so seltene Menschenblume zu Gesicht zu bekommen. Als hätte es den Blick Ruedis gespürt, drehte es sich nach ihm um und reichte auch ihm mit freier Bewegung die schmale Hand. Ruedi stotterte verlegen seinen Namen und ärgerte sich weidlich darüber, daß ihn, den Landwehrsoldaten, eines jungen Mädchens wegen eine Befangenheit anfiel wie einen verliebten Sekundarschüler.

«Sie scheinen ein großer Blumenfreund zu sein», begann das Mädchen, und ein Lachen zuckte um seine Mundwinkel. «Aber ich hoffe, Sie werden den Strauß nicht gleich aufessen, den ich zu Ehren meines Vaters hierher gestellt habe.»

«Sie müssen schon entschuldigen, mein Fräulein», antwortete Ruedi, der sich inzwischen wieder gefaßt hatte. «Ich wollte nur ein wenig riechen, denn ich liebe den Duft der Asten ganz besonders. Um ihre Schützlinge brauchen Sie keine Angst zu haben, ich esse nicht alles auf was mir gefällt.»

«Es würde Ihrem Magen auch nicht gut tun», lachte das